

eClassica

UTOPIA



THOMAS MORUS

Ich weiß nicht, ob ich das, was folgte, nicht besser verschwiege, es war nämlich lächerliches Zeug; gleichwohl will ich's erzählen; es war nämlich so übel nicht und gehörte einigermaßen zur Sache.

Es war ein schmarotzender Spaßmacher zugegen, der den Narren spielen wollte. Aber er spielte ihn so, dass er eher ein solcher im Ernste zu sein schien, und suchte mit so frostigen Witzen Lachen zu erregen, dass öfter über ihn als über seine Witze gelacht wurde. Hier und da aber entschlüpfte ihm doch etwas nicht ganz Albernes, so dass er das Sprichwort wahr machte: auch eine blinde Henne findet manchmal ein Goldkorn.

Als nun einer der Gäste sagte, ich hätte schon ein gutes Mittel gegen die Diebe gefunden, und der Kardinal desgleichen eines gegen die Landstreicher, es erübrige nur noch, dass für Diejenigen von der Allgemeinheit gesorgt werde, die durch Krankheit oder Alter unfähig geworden seien, ihren Lebensunterhalt zu erwerben und daher verarmt wären – da sagte Jener: »Überlass das nur mir, ich werde schon auch darin nach dem Rechten sehen, denn ich wünsche sehnlichst, dass diese Menschenklasse mir aus den Augen entschwinde, so haben diese Leute mich gar oft mit ihren Wehklagen gepeinigt, wenn sie mich um Geld anbettelten, obwohl sie mir mit allen ihren Klagemelodien nie einen Heller entlocken konnten. Denn eines von beiden war immer der Fall: entweder ich wollte nichts geben, oder es war mir nicht möglich, weil nichts zum geben da war. Jetzt sind sie denn auch klug geworden. Sobald sie meiner ansichtig werden, gehen sie stillschweigend an mir vorüber, um nicht Zeit und Mühe zu verlieren, da sie von mir nicht mehr zu hoffen haben, als von einem Priester. Ich verordne, dass ein Gesetz entlassen werde, alle diese Bettler in die Benediktinerklöster zu verteilen und zu Laienbrüdern zu machen. Die Weiber aber sollen Nonnen werden.«

Der Kardinal lächelte und hieß den Scherz gut, die Andern aber hielten ihn für Ernst.

Durch diesen Witz gegen die Priester und Mönche, wurde ein Frater, der Gottesgelehrter war, so aufgeheitert, dass er selbst zu scherzen anfang, obwohl er sonst ein Mann von einem fast düsteren Ernste war. »Selbst so«, sagte er, »wirst du von den Bettlern noch nicht loskommen, wenn du nicht zugleich für uns Fratres ein Auskommen schaffst.«

»Dafür ist schon gesorgt,« sagte der Schmarotzer, »denn der Kardinal hat die ausgezeichnete Verordnung vorgeschlagen, dass die Strolche eingeschlossen und mit Arbeit versehen werden sollen, ihr aber seid die größten Strolche.«

Auch diesen Witz nahm die Tafel, als man sah, dass der Kardinal keine Missbilligung ausdrückte, beifällig auf, mit Ausnahme des Mönches. Denn dieser wurde, was kein Wunder, von solchem Essig beträufelt, unwillig und erglühte so in Zorn, dass er sich des Schimpfens nicht enthalten konnte, nannte den Menschen einen Halunken, Verläumder, Ohrenbläser, ein Kind der Verdammnis, indem er zugleich fürchterliche Drohungen aus der heiligen Schrift zitierte.

Jetzt fing der Spaßmacher – im Ernste zu spassen an, und da war er in seinem Elemente. »Wolle dich nicht erzürnen, guter Bruder denn es steht geschrieben, ›In der Geduld liegt das Heil eurer Seelen‹«.

Darauf der Frater – ich führe seine eigenen Worte an – »Ich erzürne mich nicht, du

Galgenstrick, oder wenigstens ich sündige nicht. Denn der Psalmist sagt: ›Erzürnt euch und wollet nicht sündigen‹«.

Der Bruder Mönch wurde sodann vom Kardinal sanft ermahnt, seine Leidenschaft zu zähmen. »Nein, hochwürdiger Herr«, erwiderte jener, »ich spreche nur im berechtigtesten Eifer, wie ich muss; auch die heiligen Männer hatten einen berechtigten Eifer, daher heißt es: ›Der Eifer deines Hauses verzehrt mich‹. Und in den Kirchen wird gesungen: ›Als Elisa schritt zum Haus Gottes, hörend hinter sich des Spottes Lachen, traf Kahlkopfs Zorn die Spötter‹, wie ihn vielleicht auch dieser Spötter, Hanswurst, Schuft noch fühlen wird«.

»Du handelst vielleicht im löblichen Eifer,« sagte der Kardinal, »aber mir will scheinen, du würdest, wenn nicht frömmer, so doch ganz gewiss klüger handeln, wenn du dich nicht mit einem Narren messen und in einen lächerlichen Streit mit ihm einlassen wolltest.«

»O nein, hochwürdiger Herr, da täte ich nicht klüger daran. Denn selbst der höchstweise Salomo sagt: ›Antworte einem Toren nach seiner Torheit‹ wie ich jetzt tue und ihm die Grube zeige, in die er fallen wird, wenn er sich nicht wohl in Acht nimmt. Denn wenn die vielen Verspotter des Elisäus, der nur *ein* Kahlkopf war, den Zorn desselben zu fühlen bekamen, um wie viel mehr wird *ein* Spötter den Zorn vieler Mönche fühlen müssen, worunter viele Kahlköpfe sind? Es gibt auch eine päpstliche Bulle, der zufolge Alle, die uns verspotten, exkommuniziert werden.«

Als der Kardinal merkte, dass kein Ende abzusehen war, gab er dem Narren einen Wink, sich zu entfernen, lenkte das Gespräch auf ein anderes Thema und stand bald darauf vom Tische auf, seinen Schützlingen Audienz zu erteilen, und entließ uns so. – –

Lieber Morus, ich habe dich mit einer gar langen Erzählung behelligt, und ich hätte mich wahrhaftig geschämt, es zu tun, wenn du mich nicht dazu aufgemuntert und wirklich begierig geschienen hättest, jenes Gespräch bis auf die kleinsten Umstände zu erfahren. Ich musste das, wenn auch gedrängter, Alles erzählen, um das Urteil derjenigen zu beleuchten, die, was ich vorbrachte, geringschätzig behandelten, dann aber, als unmittelbar darauf der Kardinal es billigte, beifälligst beistimmten, so sehr beistimmten, dass sie sogar die Witze jenes Schmarotzers, die der Kardinal Scherzes halber passieren ließ, mit Schmeicheleien bedachten, und beinahe als trockenen Ernst nahmen. Daraus kannst du abnehmen, wie viel meine Ratschläge bei den Hofleuten gelten würden.

»In der Tat, lieber Raphael,« erwiderte ich, »du hast mir einen großen Genuss bereitet, denn du hast durchweg weise und zugleich in gefälliger Form gesprochen. Ich habe mich nicht nur ins Vaterland, sondern durch die wohlthuende Erinnerung an jenen Kardinal, in dessen Palaste ich erzogen bin, gewissermaßen sogar in meine Knabenzeit zurückversetzt gefühlt, und du glaubst nicht, guter Raphael, wie viel teurer du mir durch die Auffrischung der Erinnerung an jenen Mann, den du hoch hältst, geworden bist, obwohl ich dich bis jetzt schon so sehr wertschätzte.

Im Übrigen kann ich keineswegs von meiner Meinung abgehen, dass du, wenn du dich nur selbst dazu bringen könntest, vor den Fürstenhöfen nicht zurückzuscheuen, dem Gemeinwohle durch deinen Rat und deine Stimme ungemein viel nützen könntest. Das ist sogar deine höchste Pflicht, die Pflicht eines trefflichen Mannes. Denn wenn nun dein Plato

die Ansicht hegt, dass die Staaten dann erst vollkommen glücklich sein werden, wenn entweder die Philosophen regieren oder die Könige Philosophie treiben, wie weit muss da das Glück noch im weiten Felde stehen, wenn die Philosophen es verschmähen, den Königen ihren guten Rat zu Teil werden zu lassen.«

»Sie sind nicht so schnöde«, versetzte Jener drauf, »dass sie das nicht ganz gerne tun würden – es haben es ja auch schon viele durch herausgegebene Bücher getan – wenn nur die Mächtigen und Regierenden sich bereit finden ließen, die Ratschläge zu befolgen. Aber das hat Plato ohne Zweifel vorausgesehen, dass, wenn die Könige nicht selbst philosophischen Geistes werden, es nie kommen wird, dass sie, von Kindheit auf mit verkehrten Anschauungen getränkt und angesteckt, den Ratschlägen philosophischer Geister vollständig Gehör schenken werden, was er in eigener Person beim Dionysius erfahren hat. Glaubst du wirklich nicht, dass, wenn ich bei irgend einem Könige heilsame Maßregeln in Vorschlag bringen und die verderblichen Keime böser Übel bei ihm ausrotten zu wollen wagen würde - , dass ich nicht alsbald verjagt, oder zum Gegenstande des Gelächters würde?

Nehmen wir einmal an, ich wäre beim König von Frankreich und säße in dessem Rate, während der König selbst in geheimer Sitzung den Vorsitz führt, wo sehr eifrig darüber gegrübelt wird, mit welchen Künsten und Machinationen er Mailand behalte, das ewig flüchtige Neapel wieder an sich reißen, wie er sodann die Herrschaft Venedigs stürzen und ganz Italien sich unterwerfen könne, dann Flandern, Brabant, zuletzt ganz Burgund und überdies andere Völkerschaften unter seine Botmäßigkeit bringen könne, deren Reiche er längst im Geiste angegriffen hat.

Hier rät nun der Eine, mit den Venetianern ein Bündnis zu schließen, das so lange dauern solle, als es sich bequem erweist, die man auch ins Vertrauen ziehen, und denen man auch einen Teil der Beute überlassen könne, welche man ja, wenn Alles nach Wunsch gegangen sei, ihnen wieder abfordern könne.

Ein Anderer rät, deutsche Söldner zu dinge, ein Anderer, die Schweizer durch Geld zu gewinnen.

Wieder ein Anderer, man möge sich die Gottheit der kaiserlichen Majestät durch Gold, wie durch ein Weihgeschenk versöhnen.

Der rät mit dem Könige von Arragonien Frieden zu schließen und ihm als Friedensbürgschaft Navarra abzutreten, das aber einem andern Könige gehört.

Wieder ein Anderer meint, der König von Kastilien solle durch die Vorspiegelung einer Verschwägerung eingefangen werden und durch eine an einige seiner Hofleute zu zahlende Pension seien diese auf ihre Seite herüberzuziehen.

Nun kommt aber die Hauptschwierigkeit, nämlich was mit England anzufangen sei. Es sei jedenfalls über den Frieden zu verhandeln und die stets lockere Freundschaft mit den festesten Banden zu kräftigen. Die Engländer sollen Freunde genannt, aber als Feinde beargwohnt werden. Man müsse daher die Schotten, gleichsam auf Posten, schlagfertig haben, bei jeder Gelegenheit, wenn sich die Engländer rühren, bereit, sofort einzumarschieren. Dazu sei ein verbannter hoher Adeliger heimlich – offen gehe es wegen

der Bündnisse nicht an – zu protegieren, der als Prätendent des Reiches auftritt, um mittels dieser Handhabe den Landesfürsten im Zaume zu halten, dem sie sonst wenig trauten.

Und da, sage ich, wo es sich um so wichtige Dinge handelt, wo so viel ausgezeichnete Männer zum Kriege raten, wenn nun ich armseliges Menschlein mich da erheben würde und Kehrt machen hieße, mein Votum abgäbe, Italien sei in Ruhe zu lassen, er sollte zu Hause bleiben, Frankreich sei fast schon zu groß, um von einem Einzigem gut regiert zu werden, der König solle daher an keinen Landzuwachs denken und ihnen die Beschlüsse des Volkes der Achorier vorträge, die der Insel Utopia im Südosten gegenüber liegen, die, als sie einst Krieg geführt hatten, um ein anderes Reich für ihren König zu erobern, auf das er Erbschaftsansprüche aus einem alten Bündnisse zu haben behauptete; sahen, als sie es endlich erlangt hatten, dass sie nicht weniger Last von der Behauptung des Landes als von der Eroberung desselben hätten, dass darauf beständig der Same entweder einheimischen Aufruhrs oder auswärtiger Einfälle gegen die Unterworfenen aufgehe, dass sie also beständig entweder für sie oder gegen sie zu kämpfen genötigt wären, niemals die Möglichkeit abzurüsten gegeben sei; sahen, dass sie mittlerweile geplündert werden, und das Geld aus dem Lande fließe, dass ihr Blut für fremden erbärmlichen Ruhm vergossen werde, der Friede nicht um ein Haar sicherer sei, die heimischen Sitten durch den Krieg korrumpiert worden waren, die Begierde zu rauben und zu stehlen erwacht und die verwegene Rauflust durch die Metzereien gestiegen sei, die Gesetze der Verachtung verfielen – da merkten sie, dass der König, in seiner Sorge für sein Reich durch ein zweites abgelenkt, beiden nur mit verminderter Sorgfalt vorstehen konnte.

Da sie nun sahen, dass aller dieser Übel kein Ende sei, hielten sie Rat und stellten ihrem Könige sehr loyal die Wahl frei, das eine oder andere Reich zu behalten, denn beide zu regieren stehe nicht in seiner Macht, und dass ihrer doch zu viele seien, um von einem halbierten Könige regiert zu werden, indem Niemand auch nur einen Mauleseltreiber gern mit einem Andern teile. So ist denn der gute Fürst genötigt worden, das neue Reich einem seiner Freunde zu überlassen (der bald darauf daraus vertrieben worden ist) und sich mit seinem alten zu begnügen.

Wenn ich überdies zeigen wollte, dass alle die Kriegsunternehmungen, durch welche so viele Völker aufgeregt werden, und, nachdem sie den Staatsschatz erschöpft, die Völker zu Grunde gerichtet hätten, doch vielleicht durch irgend ein Missgeschick umsonst gewesen wären, er (der König) daher sein angestammtes Reich pflegen, es schön ausgestalten und so blühend als nur möglich machen, dass er seine Landeskinder lieben solle, dann werde er von ihnen geliebt werden, dass er in Einigkeit mit ihnen leben und mild herrschen, andere Länder aber in Ruhe lassen solle, da ja das, was ihm zugefallen, mehr als übergenug sei – – was glaubst Du wohl, teuerster Morus, mit welchen Gefühlen würde diese meine Rede aufgenommen werden?!«

»Nicht mit sehr geneigten, wahrlich,« erwiderte ich.

»Weiter«, sagte er, »fahren wir fort. Wenn also der König mit seinen Räten darüber ratschlagen würde, mit welchen Kniffen der Staatsschatz bereichert werden könnte, und es träte Einer auf und riete den Schätzungswert des Geldes zu erhöhen, wenn er selbst

welches zu zahlen hat, ihn aber über Gebühr herunterzudrücken, wenn es gilt, Geld aufzunehmen, so dass er für seine Person mit geringen Summen viel berichtigt und bei geringer Verpflichtung seiner Schuldner trotzdem viel einnimmt – ein Anderer rate, er solle einen Krieg fingieren, damit er, wenn die Gelder unter diesem Vorwande aufgetrieben worden, sobald es ihn gut dünke, unter feierlichen Zeremonien Frieden schließe, womit er Sand in die Augen des armen dummen Volkes streuen könne, als ob es den gottesfürchtigen König des Blutes und Lebens der Leute erbarme, – wieder ein Anderer bringe ihm gewisse alte, mottenzerfressene Gesetze in den Sinn, die längst außer Gebrauch gekommen, die, da sich gar Niemand entsinnen kann, dass sie überhaupt gegeben worden, jedermann übertreten hat; dafür solle der König Geldstrafen erheben lassen; es könne ihm keine einträglichere Quelle fließen, und keine ehrbarere, da ja solche Einkünfte den Stempel der Gerechtigkeit an der Stirn tragen, – noch ein Anderer liege ihm in den Ohren, es solle vieles verboten und mit Geldstrafen belegt werden, am meisten solche Dinge, deren Untersagung zum Nutzen des Volkes gereicht; dann möge er für Geld jene Personen dispensieren, deren Vorteile ein Verbot entgegensteht; so gewinne er die Volksgunst und eröffne sich eine doppelte Einnahme, einmal, indem er Geldbußen von Jenen erhebt, welche die Gier nach Erwerb in die Falle getrieben hat; und dann, weil er den Andern Privilegien verkauft, und zwar um so teurer, ein je besserer Fürst er ist, da ein solcher nur ungern einem Einzelnen etwas gegen das Volkswohl Gehendes gestattet, und das dann natürlich nur um einen hohen Preis.

Wieder ein Anderer redet ihm auf, er müsse sich die Richter verbinden, damit sie in jeder Sache für das königliche Recht entscheiden; ja, er soll sie überdies in seinen Palast berufen, damit sie in seiner Gegenwart über seine Angelegenheiten verhandeln; so unhaltbar faul werde kein betreffender Fall sein, dass nicht irgend ein Richter entweder aus Widerspruchsgeist, oder weil er sich schämt, schon Gesagtes zu wiederholen, oder um sich das Wohlwollen des Königs zu gewinnen, irgend eine schmale Spalte entdeckt, in die der Samen der Verläumdung gesät werden kann. Wenn dann die Richter verschiedener Meinung sind, und eine an sich sonnenklare Sache bestritten und die Wahrheit in Zweifel gezogen wird, so werde dem Könige eine bequeme Handhabe geboten, das Recht zu seinen Gunsten auszulegen; die Übrigen werden, entweder weil sie sich schämen, oder in Furcht beistimmen, wenn das Urteil vom Gerichte nur kühn gesprochen wird. Dem zu Gunsten des Fürsten Urteile Fällenden kann es auch an plausiblen Vorwänden nicht fehlen. Denn es genügt ihm, wenn die Billigkeit für ihn spricht, oder der Wortlaut des Gesetzes, oder eine gezwungene Auslegung des geschriebenen Rechtes, oder endlich, was bei gewissenhaften Richtern über alle Gesetze den Ausschlag gibt, das unzweifelhafte Vorrecht des Fürsten.

Alle stimmen in dem Ausspruche des *Crassus* überein, dass kein Fürst zu viel Geld besitze, der ein Heer zu ernähren habe; sie sind überdies auch darin alle einig, dass ein König, wenn er auch noch so sehr wollte, nichts Ungerechtes begehen könne, denn Alles, was die Menschen besitzen, gehöre ihm, wie die Menschen selbst auch, und dem Einzelnen sei nur das zu eigen, was ihm der König nicht genommen habe, und dass dieser dem Individuum verbleibende Besitz so gering als möglich sei, liege ja sehr im Interesse des Fürsten, denn dessen Sicherheit bestehe darin, dass das Volk nicht durch Reichtum und